

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 18.

Posen, den 3. Mai.

1896

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Bromberg in Wort und Bild.

Von F. Heinz.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

II. Die Stadt Bromberg bis zur preussischen Zeit.

Die Stadt Bromberg verdankt ihren Namen dem schiffbaren Flusse, an dem sie liegt, der Brahe, (noch im achtzehnten Jahrhundert hieß sie Bramberg, wie auch der Fluß „Brame“ genannt wurde und im Volksmunde noch genannt wird). Wo das alte Bramberg lag, und von wem oder wann es gegründet ist, kann, weil hierüber jegliche Angabe fehlt, nicht ermittelt werden. Ueber seine frühere Lage giebt ein Bericht über die Belagerung und Zerstörung der Stadt durch die deutschen Ordensritter im Jahre 1409 insofern einigen Aufschluß, als erwähnt wird, daß der Wald damals bis an das Kujawer Thor d. h. bis zum Anfang der jetzigen Friedrichstraße reichte. Wahrscheinlich gab die Burg, von der im vorigen Artikel die Rede war, Veranlassung zur Gründung der Stadt, denn es pflegten ja neue Niederlassungen vornehmlich am Fuße fester Burgen, von denen sie Schutz erwarten durften, gegründet zu werden. Von der frühesten Zeit an, wo geschichtliche Kunde über Bromberg zu uns dringt, bildete die Stadt ein Streitobject zwischen den polnischen und den pommerischen Herzögen. Aehnlich wie Ratel lag sie auf der Grenze

zwischen Kujawien und Pommern, und die streitbaren Herren von Pommern, die heute- und eroberungslustig unsere Gegend mit immer neuen Kriegszügen heimsuchten, belagerten, eroberten und verloren mehr als einmal auch Bromberg. Daß dabei die Stadt nicht sonderlich gedeihen konnte, leuchtet ein. Als die Einfälle der Pommern aufhörten, kamen die Kriege zwischen den Polen und dem deutschen Orden zum Ausbruch, welche ebenfalls für Bromberg von verderblichen Folgen waren. Im Jahre 1329 fiel ein Theil des Ordensheeres in Kujawien ein, eroberte eine Stadt nach der andern, unter diesen auch Bromberg, gab letzteres aber wieder in einem Waffenstillstande heraus. Als nach Ablauf desselben der Krieg von Neuem entbrannte, eroberten die Ordensritter es ohne Schwierigkeit im Jahre 1331 wider und be-



Jesuitenkirche.

Alte Pfarrkirche.

hielten es bis zum Friedensschlusse von Kalisch 1343. Mit dem Jahre 1346 beginnt für Bromberg eine neue Epoche. In dem letzten Kriege war die Drischost zu Grunde gegangen, die Häuser waren zerfallen, nur die Kirche und Schule bestanden noch. Aber König Kasimir der Dritte, der von 1333 bis 1370 regierte, gedachte an Stelle des alten Bromberg eine neue Stadt zu gründen, die den Namen Königsburg führen.

hielten es bis zum Friedensschlusse von Kalisch 1343. Mit dem Jahre 1346 beginnt für Bromberg eine neue Epoche. In dem letzten Kriege war die Drischost zu Grunde gegangen, die Häuser waren zerfallen, nur die Kirche und Schule bestanden noch. Aber König Kasimir der Dritte, der von 1333 bis 1370 regierte, gedachte an Stelle des alten Bromberg eine neue Stadt zu gründen, die den Namen Königsburg führen.

folgte. Er übergab deshalb am 12. April 1346 den wüsten Platz am Fuße der nicht zerstörten Burg zweien Deutschen, dem Johann Riespielhuth und Konrad, damit sie daselbst eine Stadt nach deutschem d. h. magdeburgischem Recht errichteten. Nach dem in lateinischer Sprache abgefaßten und noch erhaltenen Gründungsprivilegium wurden die beiden Erbauer der Stadt Als Erbrichter (Advokaten) derselben bestellt, außerdem wurde jedem eine Hufe Landes und ein Grundstück in der Stadt steuerfrei gewährt. Die Stadt selbst, deren Weichbild der König bestimmte, erhielt zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse 18 steuerfreie Hufen, ferner das Recht Münzen zu schlagen und auf der Brähe Schiffahrt zu treiben, ohne daß der Burggraf sie hindern durfte.

Der Name Königsburg, welchen die Stadt nach der Absicht des Königs Kasimir führen sollte, kam nicht in Aufnahme. Alle gleichzeitigen Historiker kennen nur den polnischen, früher einzigen Namen Widgost in seinen verschiedenen Formen als Wydgoz, Wydgozt, Wydgośc, u. a., wozu dann seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts der jetzige Name Bromberg tritt. In einer deutschen Urkunde, welche von pommerschen Herzögen am 10. Juli 1386 ausgestellt ist, findet sich, wie Wuttke („Städtebuch von Posen“) angemerkt hat, folgende Stelle: „Das Land zu Broberg“ und „uff allen czollen in den vorbenampten Landen Dobrin und Broberg“, und in einer lateinischen Urkunde vom Jahre 1390 ist zu lesen: „civitatem et castrum Bromberg et terre Brombergensis“, hier also schon die heutige Form.

Die Stadt blühte rasch empor und trieb lebhaften Handel. Als Handelsartikel gingen Korn, Hanf, Leinwand, Wolle, Leder, Holz, Wachs die Weichsel herauf und herab; namentlich führte Bromberg viel kujawisches Getreide nach Danzig aus. Drei Jahrmärkte wurden alljährlich in Bromberg abgehalten, und Wochenmarkt war jeden Sonnabend. Auch Bromberger und Schulziger Schiffswerften werden erwähnt. Die Stadt wuchs schnell und manche westpreussischen Städte, besonders Thorn, fühlten sich in ihren Handelsinteressen durch Bromberg beeinträchtigt. Dadurch wurde die Stadt bald dem deutschen Orden verhaßt, und als im Sommer 1409 der große und blutige Krieg zwischen dem Orden und Polen entbrannte, der erst durch den Frieden zu Thorn, in welchem der Orden Westpreußen an Polen abtrat, im Jahre 1466 beendet wurde, rückten Heinrich von Schwelborn und Gomerad von Pinzejan, nachdem sie die ganze Umgegend verheert hatten, mit einem Heile des Ordensheeres vor Bromberg und suchten die Burg zu erstürmen. Ihr Angriff wurde abgeschlagen und es gelang ihnen nur durch Verrath, dieselbe zu nehmen. Nachdem der König von Polen, Wladyslaw, hiervon Kunde erhalten hatte, rückte er in Eilmärschen heran, zog einen Belagerungswall um die Stadt und beschoß dieselbe mit schwerem Geschütz. Der Befehlshaber im Schlosse wurde getödtet und am achten Tage der Belagerung die Burg mit Sturm genommen. Die Stadt war aber auch zerstört und damit auch der Handel Brombergs vernichtet.

Im Jahre 1441 verlor die Stadt ihre Unmittelbarkeit, indem der König Burg und Stadt seinem Getreuen Nikolaus Skiborze von Scharley unter der Bedingung überließ, daß des Königs Erben die Stadt gegen eine gewisse Summe zurück erhalten sollten. Allein noch achtzig Jahre später war die Stadt im Besitze der Herren von Koszelec. Wann die Stadt wieder an die Krone (Polen) zurückfiel, ist nicht festgestellt.

Von den Bauwerken der Stadt, die in dieser Zeit errichtet

wurden, ist jetzt so gut wie nichts mehr vorhanden. Bis Ende der Sechziger Jahre und Anfangs der Siebziger Jahre existirte hier die ebenfalls in dem vorigen Artikel mehrerwähnte kleine St. Aegidienkirche. Sie stand am rechten Bräheufer in der Nähe des Seminars und war mit Ausnahme der Burgruine das älteste Bauwerk Brombergs. Schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wird sie nebst einer Brücke über die Brähe erwähnt. Merkwürdigerweise überstand dieses Kirchlein alle die vielen Belagerungen und Beschießungen, welche Bromberg erfuhr, und ging auch aus allen Bränden der Stadt unversehrt hervor. Sie war das einzige Bauwerk, welches die zerstörende Hand der Ordensritter übrig ließ, wenigstens wird ihrer allein in der vom König Kasimir ausgestellten Gründungsurkunde gedacht. Jetzt ist, wie gesagt, nichts mehr von ihr vorhanden. Seit mehreren Jahren ist dort die Kaiserstraße angelegt, der ganze Platz in einen Schmuckplatz verwandelt worden und auf der Stelle, wo einst die Kirche gestanden, erhebt sich seit ca. 15 Jahren das Kriegerdenkmal.

Um das Jahr 1400 kam zu der St. Aegidien-Kirche ein Kloster, welches Karmelitermönche auf dem linken Ufer der Brähe gründeten. Auch dieses Gebäude ist heute nicht mehr vorhanden. Im Frühjahr vergangenen Jahres wurde das Klostergebäude, welches viele Jahre hindurch Schulzwecken diente, in den letzten Jahren wegen Baufälligkeit aber leer stand, abgebrochen, nur der Thurm mit einer Uhr sollte stehen bleiben, aber auch er hat das Zeitliche gesegnet, allerdings nicht aus Altersschwäche, denn er wurde durch Pulver in die Luft gesprengt, da sich an ihm Risse zeigten, entstanden durch die Ausgrabungen des Fundaments zum Bau des neuen Stadttheaters. Wo sich heute dieser stolze Bau erhebt und das alte Theater errichtet war, stand vormals die zum Kloster gehörige Karmeliterkirche.

Im Jahre 1425 ließen sich (wie bereits aus dem vorigen Artikel bekannt) auch Bernhardiner-Mönche in Bromberg nieder und bauten ihr Kloster und ihre Kirche neben die Aegidienkirche, außerhalb der Stadtmauer in dem früheren Schloßgarten. Die Mittel zu dem Bau wurden aus freiwilligen Gaben zusammengebracht, für welche in dem Fundations-Privilegium ein vierzehntägiger Ablass versprochen ist. Bis nach Danzig hin wurde gesammelt und die Gaben flossen so reichlich, daß in fünf Jahren die Klostergebäude fertig waren. Bei dem Kloster befand sich auch ein sogenanntes Collegium philosophicum, eine Schulanstalt für Priester, und später kam sogar eine Sternwarte hinzu. Die Bernhardinermonche genossen manche Steuerfreiheit; so brauchten sie z. B. kein Zapfengeld zu bezahlen, eine Steuer, der sonst alle Städte und Klöster, welche eigenes Bier brauten, unterlagen. Eine Brauerei besaßen die Bernhardiner-Mönche schon gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Ihr verdanken sie vielleicht den berühmtesten Sänger, den Bromberg erzeugt hat. Der Pater Dionysius Bythgostianus nämlich, der Guardian des Klosters gewesen, und im Jahre 1590 im hohen Alter starb, hatte eine so mächtige Bassstimme, daß, wie der Bernhardiner-Chronist sagt, er allein zu singen schien, auch wenn hundert Brüder mit ihm sangen. Oft sang er so kräftig, daß der Fußboden erbebte, und damit dieser Bericht nicht etwa für übertrieben gehalten werde, führt der Chronist das Zeugniß dreier Brüder an. Als Dionysius einst in Krakau eine Passage des Responsoriums mit ganzer Stimme sang, liefen die Messpriester eiligst aus der Kirche, weil sie nicht anders dachten, als die Decke müsse einstürzen.



Die ehemalige Nonnenkirche mit der Feuerwache in Bromberg.

Von den Baulichkeiten des ehemaligen Bernhardiner-Klosters besteht nur noch die Kirche, welche in den Siebziger Jahren durchweg restaurirt und zu einer Garnisonkirche eingerichtet worden ist; in derselben wird abwechselnd allsonntäglich evangelischer und katholischer Gottesdienst abgehalten. Die anderen Baulichkeiten des Klosters wurden nach einigen Abänderungen zu einem Schullehrerseminar und Wohnungen für den Direktor und die Seminarlehrer eingerichtet. Dies geschah in den Dreißiger Jahren. Ende der Sechziger Jahre ist neben dem alten Seminar ein neues großes Seminargebäude erbaut worden.

Wann zu den Karmeliter- und Bernhardiner-Mönchen auch Jesuiten nach Bromberg gekommen sind, läßt sich nicht ermitteln. Sie erscheinen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zuerst in den Todtenlisten. Man rühmte sie als tüchtige Kanzelredner und ihre Predigten in der inzwischen erbauten Pfarrkirche waren sehr besucht. Es steht nicht fest, in welchem Jahre sie die Conventsgebäude, die im Jahre 1817 dem königlichen Gymnasium eingeräumt wurden, errichtet haben. Von den andern Klöstern und Kirchen, die Bromberg in jener Zeit noch besaß, wie der Nonnenkirche, jetzt städtische Feuerwehr-Wache, fehlen ebenfalls bestimmte Angaben.

Das sechzehnte Jahrhundert war für Bromberg im Wesentlichen eine Zeit der friedlichen Entwicklung. Handel und Gewerbe nahmen einen ziemlich bedeutenden Aufschwung und die Stadt selbst wurde nach dem großen Brande, der sie 1511 und 1512 traf, fast ganz neu erbaut, auch mit einer Stadtmauer umgeben, von der jetzt freilich fast keine Spur mehr vorhanden ist. Die Danziger Vorstadt wird zuerst am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in der Bernhardiner Chronik erwähnt.

Gleich der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ließ sich schlimm an. Das Jahr 1602 brachte einen damals allerdings nicht seltenen Gast in die Stadt: die Pest. Und wie der Anfang des Jahrhunderts, so war auch Fortsetzung und Schluß desselben für Bromberg unheilvoll. Von jetzt bis zur Besitznahme unseres Distrikts durch Friedrich den Großen blieb Bromberg in stetigem Niedergang, und aus einer der bedeutendsten Handelsstädte Polens, für welche es noch im Jahre 1606 galt, sank es zu einem Flecken von kaum 800 Einwohnern

herab. Ungern verweilt unser Blick, so heißt es in einem Aufsatze über den Regedistrikt, bei dieser traurigen Zeit der Stadt Bromberg. Durch die oft wiederkehrende Pest war die Sittlichkeit sehr gelockert. Der gemeine Mann, der jede Stunde den Tod fürchtete, gab sich rücksichtslos allen Genüssen hin, die beständige Todesangst vorübergehend zu bannen vermochten, und allgemeine Erschlaffung und Apathie waren nothwendige Folgen. Die Zeiten der Schwedenkriege rückten heran. Fünfund- und siebenzig Jahre während eines Zeitraums von ungefähr 70 Jahren diese fremden Gäste, die, mit Ausnahme der ersten

Erstürmung im Jahre 1629, bei welcher Stadt und Burg tapfer vertheidigt wurden, fast ohne Widerstand zu finden in Bromberg eindringen. Bei ihrer zweiten und dritten Anwesenheit in den Jahren 1656 und 1657 waren das Schloß in Trümmer gesunken, 35 Häuser gänzlich niedergebrannt, 103 von ihren Einwohnern verlassen und nur 94 noch bewohnt. Immer neue Durchzüge verwilderter Truppenmassen, wallensteinsche, russische, schwedische Corps, sogen Stadt und Umgegend furchtbar aus und führten die schreckliche Geißel, der Pest, immer wieder in die unglückliche Stadt. Große Schaaren von Einwohnern verließen dieselbe, die Bernhardiner-Mönche waren aus dem Kloster fortgezogen, Schule wurde in der Wildniß am Polziner See gehalten, viele Mönche flohen nach Kujawien.

In der Stadt gab es am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kaum 40 bewohnte oder bewohnbare Häuser. Von solchen Schlägen vermochte die Stadt auch während des achtzehnten Jahrhunderts unter der immer anarchischer werdenden Polenhererrschaft sich nicht zu erholen, und als mit dem Jahre 1773 die ersten preussischen Beamten nach Bromberg kamen, fanden sie ein Bild der Verwüstung, wie es eben nur in einem so langen Zeitraum ununterbrochener Unglücksfälle entstehen kann.

Es mag, um ein Beispiel von dem Aussehen des damaligen Bromberg zu geben, erwähnt sein, daß in der Friedrichstraße im Jahre 1773 nur hin und wieder ein Haus, in der Gegend der Pfarrkirche aber, außer dem Jesuitenkollegium (heute Rathhaus) nur ein einziges Haus stand und daß die Ecke, wo jetzt die Apotheke zum schwarzen Adler steht, ein großer Sumpf war.



Die Paulskirche in Bromberg.

Holla-Ho!

Süd-Limburgische Novelle von Emilie Seipgens. Autorisirte Uebersetzung von Max Stern.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es war bereits nach dem Doktor und der Gendarmerie geschickt, alles lief zusammen, viele eilten auf den Berg, um Martin am Wege liegen zu sehen und kehrten mit allerlei Berichten zurück. Man hatte ihn gewaschen und erquickt — er lebte noch. Matthias wurde auf dem Rathhaus vorläufig in Gewahrsam gehalten — Gutschenslehre allein mit der Ruh in

ihre Häuschen zurück. Endlich kam die Chaise des Doktors, dann kamen die Gendarmen, die Gewehre unter den Arm und stiegen die Treppe zum Rathhaus hinauf. Der Doktor erklärte es fast für ein Wunder, daß Martin noch lebe, er mußte wohl mit der Jagdtasche am unteren Brett der Rinne hängen geblieben und dadurch der Sturz gemildert sein; die Jagdtasche

hatte mit abgerissenem Band neben ihm gelegen. In der Dämmerung wurde Martin so vorsichtig wie möglich auf einem Karren nach Schlenters Hof gefahren, Matthias und Gustchen aber wurden an einander gebunden zwischen den Gendarmen fortgeführt. Buts lag auf seinem Krankenbette und lamentirte, daß er nun niemand mehr zu seiner Pflege und seinem Beistande hatte.

Und als ob das Maß des Unheils noch nicht voll genug gewesen wäre — bevor die Nacht dunkelte, verbreitete sich eine neue Unglücksmär im Dorfe. Ueberwältigt von dem Verdruß, den Matthias ihm in der letzten Zeit und durch diesen neuen, ärgsten Skandal noch heute angethan hatte, war der Küster plötzlich zusammengebrochen und für todt zu Bette gebracht. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen.

Drei Tage später wurde der ehrsame Dominicus Schrammen mit großer Feierlichkeit begraben. An demselben Tage, nachdem er der Beerdigung beigewohnt hatte, hielt Jakob Buts vom Templerhof mit seinem Wägelchen vor der Wohnung seines Bruders. Die lange Gestalt des wohlhabenden Pächters mit seinem blauen Kittel über den schwarzen Rock und seinem kurzen Pfeischen im Munde, schritt in das Häuschen hinein.

„Na, Joseph“, sagte er zu dem Krüppel, der noch immer auf seinem Bett lag und Trübsal blies, „wie geht es denn?“

Joseph sah ihn verwundert an.

„Du da, Jakob?“ fragte er. „Was willst Du bei mir? Mir geht es schlecht, ich habe nichts mehr, als was die Leute mir bringen.“

„Na“, antwortete Jakob, „sei nur getrost! Ich wollte Dich abholen, der Wagen steht vor der Thür . . .“

„Du mich holen?“ fragte Joseph im höchsten Grade erstaunt.

„Ja Dich, Du sollst nach Templerhof mitgehen und sollst es da ganz gut haben, so lange Du willst . . .“

„Und Gustchen?“ fragte Joseph.

„Na, wie ueht es denn mit der?“ fragte Jakob seinerseits, „die sitzt ja wohl im Gefängniß?“

„Die hat nichts gethan!“ eiferte der Jäger, sich halb aufrichtend. „Gustchen muß bald zurückkommen, die müssen sie loslassen, der können sie nichts anhaben . . .“

„Na“, sprach Jakob, an seiner Pfeife ziehend, „dann kann die auch mitkommen. Für eine junge, kräftige Dirne giebt's Arbeit genug auf dem Templerhof, und da werden wir sehen, ein anständiges nettes Mädchen aus ihr zu machen, sie muß arbeiten lernen und die Kost verdienen.“

Buts hatte nichts mehr einzuwenden. Sein Bruder und ein paar Bauern halfen ihm auf den Wagen, der ihn zum Templerhof brachte. Wirklich geschah es, wie Joseph Buts gesagt hatte; Gustchen kehrte einige Tage später zurück. Es lagen keine Beweise gegen sie vor, Matthias hatte alles gestanden und alle Schuld auf sich genommen.

Als Gustchen von den Bauern vernahm, daß ihr Vater in den Templerhof verzogen sei, folgte sie ihm nicht gleich dahin. Sie blieb in ihrer Wohnung, aß und trank, was man ihr gab, und bot ihre Dienste überall an, um Arbeit zu bekommen. Von ihrem Onkel kam Nachricht, daß er sie erwarte, aber sie ging nicht; es kam eine zweite Aufforderung, die sie ebenfalls von der Hand wies. Das verdroß die Bauern, man gab ihr keine Arbeit und brachte ihr auch nichts mehr zu essen.

„Die hat noch nicht Hunger genug gelitten“, sagten sie, „sie könnte es so gut haben auf dem Templerhof, warum sollen wir ihr die Kost geben?“

Es war Winter, es war bitter kalt, und Gustchen hatte Hunger. Aber konnte sie denn jedem erzählen, konnte sie es ausrufen, daß Matthias, als sie zusammengebunden weggeführt wurden, sie gebeten und angefleht habe: „Gustchen, geh nicht nach dem Templerhof; halt' aus, so lange Du kannst.“

Endlich kam ihr Onkel selbst mit dem Bericht, daß ihr Vater krank sei und sehr nach ihr verlange. Da folgte sie ihm zum Templerhof.

Die gerichtlichen Verhandlungen gegen Matthias Schrammen dauerten länger, als vorausgesehen war. Allerlei Formalitäten waren zu erfüllen, und es währte über einen Monat, bevor Martin Schlenters soweit hergestellt war, daß man ihn vernehmen konnte. Endlich kam der Bericht, daß Matthias, obschon mildernde Umstände angenommen waren, doch in Anbetracht seines

ungünstigen Vorlebens, zu zwei und ein halb Jahr Gefängniß verurtheilt worden war.

In den Tagen, als Gustchen nach dem Templerhof zog, ging ein leises Gerücht durch das Dorf, das bald zu einem öffentlichen Geheimniß wurde und in aller Munde war. Der ehrsame Küster Dominicus Schrammen hatte ansehnliche Summen, die ihm vom Pastor und dem Kirchenrath anvertraut waren, veruntreut; wie die Sache eigentlich zugegangen war, wußte niemand so genau zu erzählen, aber es war Thatsache. Man sprach von Quittungen mit gefälschter Unterschrift. Des Küsters Kinder, Andreas und Marianne, hatten sich erboten, ihr Hab und Gut zu verkaufen, um dem Pastor und der Kirche so viel wie möglich wieder zu erstatten. Matthias vernahm dies alles im Gefängniß aus einem Briefe von Andreas, worin dieser ihm gleichzeitig mittheilte, daß er zu seinem Vormunde ernannt sei und daß kein anderes Mittel übrig bleibe, um die besleckte Ehre ihres Vaters so viel wie möglich wieder herzustellen, als der Verkauf ihres Besitzthums. Matthias erklärte sich gern zu allem bereit, doch machte dieser Bericht einen tief schmerzlichen Eindruck auf ihn. Daß er im Gefängniß saß, weil er diesen Laffen diesen Mädchenverführer mißhandelt hatte, war keine Schande, war viel eher ein Grund stolz zu sein, — aber daß er der Sohn eines Diebes war . . .! Und in seiner Einbildung sah er das ganze Dorf, alt und jung, Freund und Feind, über nichts Anderes sprechen als über seinen Vater, über die veruntreuten Summen, über die Schande der ganzen Familie . . .

Gewohnt, fortwährend in der freien Natur zu leben, hatte Matthias die ersten Tage und Wochen im Gefängniß in dumpfem Mißmuth hingebacht, dann rannte er wüthend und fluchend durch seine Zelle. Nach einigen Tagen wurde er ruhiger, aber erst der Bericht seines Bruders, der ihn wieder in Berührung mit der Außenwelt brachte, brachte ihn auch langsam zur Besinnung. Sein erster Gedanke war Gustchen; was würde sie sagen, daß sein Vater ein Dieb war? Er schrieb ihr.

Tagelang, traurig lange Gefängnißtage, wartete er auf Antwort. Er schrieb einen zweiten, einen dritten Brief — keine Antwort. Er stand manchmal stundenlang, den Kopf gegen die Mauer gelehnt, und suchte Aufklärung. O, wo waren seine Freunde, wo waren die Menschen, wo war die ganze Welt? Aber Gustchen, Gustchen zum wenigsten mußte ihn doch trösten, mußte ihm antworten! . . . Endlich schrieb er an Andreas — und dann bekam er Nachricht und alles wurde aufgeklärt. Gustchen war mit ihrem Vater nach dem Templerhof gezogen in den ersten Tagen, nachdem die unglückliche Sache ruchbar geworden, — und dann hatte sie nicht geantwortet, ließ ihn allein in seiner Verzweiflung, denn er verzweifelte jetzt an allem, auch an ihr.

Inzwischen saß Gustchen auf dem Pächthofe ihres Onkels, versorgte ihren Vater und arbeitete mit den Dienstboten in Haus und Feld. Der Pächthof war ein großes Anwesen; er lag ein paar Hundert Schritte von der großen Landstraße entfernt, mit der er durch eine Allee von Kastanienbäumen verbunden war. Ihr Vater war nicht mehr im Stande, irgendwelche Arbeit zu verrichten, und sein Bruder verlangte das auch nicht von ihm. Tage lang saß der alte Jäger auf einem Stuhle vor dem Fenster und starrte hinaus in den dicken, griesgrauen Himmel und sah, wie der Wind die abgefallenen Blätter rund umverjagte, und hörte, wie der Herbstwind die dicken Regentropfen und Hagelkörner gegen die Scheibe peischte. Wie sehnlich dachte er dabei an seinen Berg, an seine Hasen und Kaninchen, an seine Züge über die belgische Grenze! . . . Das Stubenhocker-Leben, das ihn wie einen Galcerensclaven an seinen Stuhl gefesselt hielt, war ihm unerträglich; und doch sagten ihm die Schmerzen in seinem „krummen Fuß“, daß er nie, nie mehr den Berg besteigen werde. Er wurde alt und grau und siech.

Gustchen sprach mit niemand. Was lag ihr an ihrem Onkel, der fast nie den Mund öffnete, als um zur Arbeit anzutreiben, was galten ihr die anderen Mägde und Knechte, die sie immer mit großen Augen ansahen und nicht selten durchblicken ließen, daß sie zu stolz waren, um mit ihr zu plaudern, ebenso wie ihre Vettern, die drei Söhne des Onkel Jakob? Wer konnte sie begreifen, wem konnte sie mittheilen, was sie dachte, was sie fühlte?

Schon in den ersten Tagen auf dem Templerhof dachte sie daran, an Matthias zu schreiben; sie mußte ihm doch sagen,

worum sie den Entschluß gefaßt habe, ihrem Vater zu folgen. Aber es war nicht so leicht zum Schreiben zu kommen. Was mußte sie noch von dem bischen Schreiben, das sie in der Schule gelernt hatte, und ihr Vater hatte in Gott weiß wie langer Zeit keine Feder mehr in der Hand gehabt.

Endlich — es war am zehnten Tage nach ihrer Ankunft — bat sie ihren Onkel um einen Bogen Papier, Feder und Tinte. Onkel Jakob sah sie verwundert an.

„Willst Du schreiben?“ fragte er.

„Ja“ nickte sie.

„An wen?“

„An Matthias Schrammen.“

„So . . . Du zuerst an ihn. Und was willst Du ihm schreiben?“

Er zog an seiner kurzen Pfeife. Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Daß ich hier bin“, sagte sie dann.

Der Onkel zog wieder an seinem Pfeifchen, obschon kein Feuer mehr darin war. Dann gab er ihr Papier und Schreibzeug.

Gustchen und ihr Vater arbeiteten den ganzen Sonntag Nachmittag, um das viele Papier mit ihren großen Buchstaben voll zu bekommen. Es gehe ihnen gut, Matthias möge nicht böse sein, sie werde ihn nicht verlassen, wo sie auch sein und was auch geschehen möge, und er möge nur bald antworten.

Als der Brief soweit fertig war und sie nun noch darüber nachdachten, ob sie nicht vergessen hätten, kam Onkel Jakob zufällig herein. Joseph Buts bat seinen Bruder um eine Postmarke.

„Ist es sehr eilig?“ fragte Jakob.

„Nein“, meinte Joseph.

„Ich muß morgen doch in den Gemeinderath“, sagte Jakob sehr sanft, an seinem Pfeifchen ziehend, „dann werde ich ihn mitnehmen und auf die Post geben.“

Onkel Jakob's Plan stand längst fest. Er begriff nicht, wie sein Bruder so unüberlegt und dumm sein konnte. Was sollte daraus werden, wenn die beiden sich heirathen würden? Höchstens wieder die Schande der Familie, Schmuggler, Herumstreicher, arme Teufel!

Als er des anderen Tags mit dem Brief in der Tasche zum Gemeinderath ging, fiel ihm ein, daß der Laugenichts, der Matthias, der nichts konnte und nichts wußte, der nichts besaß und sein Leben lang nichts Geheutes zu Stande gebracht hatte, jetzt im Gefängniß doch wohl auch auf den Gedanken kommen könnte, an Gustchen zu schreiben.

Im Dorfe begegnete er Andreas, mit dem er ein Gespräch anfang. Er gab demselben allerlei gute Rathschläge wegen Verkaufs des Besitzthums und Regelung der Sachen mit dem Pastor und dem Kirchenrath, wobei er ihm wegen seiner Ehrlichkeit viel Schmeichelhaftes sagte. Dann ließ er durchblicken, daß er auch wohl das Auge auf ein paar Stückchen Land geworfen habe, die er gut bezahlen wolle.

Im Laufe des Gesprächs fragte Andreas auch nach Gustchen. „Na, was soll ich Dir sagen?“ antwortete Jakob Buts, an seiner Pfeife ziehend, „ich möchte ja lieber darüber schweigen, aber das hat auch schon dies und jenes gehört und weiß auch schon, daß Matthias keinen Cent mehr besitzt . . . Ich denke, sie wird bald einen anderen haben . . .“

Das konnte Andreas sich merken, wenn er an Matthias schrieb. Im Gemeinderath steckte sich Jakob Buts mit Gustchens Brief die Pfeife an, und dann ging er jeden Morgen, wenn der Briefträger zu erwarten war, diesem ein Stückchen

in der Kastanienallee entgegen, um selbst die Briefe in Empfang zu nehmen. So kam es, daß Gustchen Tag für Tag wartete, nochmals schrieb sie mit ihrem Vater einen langen Brief, den der Onkel wieder zur Besorgung übernahm — aber Antwort kam nicht.

„Er hat Dich vergessen . . . er denkt nicht mehr an Dich!“ . . . sagte der Jäger, der anfang etwas kindisch zu werden.

„Nein“, schüttelte Gustchen traurig den Kopf, aber sie seufzte und Thränen kamen ihr in die Augen.

Als es wieder Frühling wurde, starb der „Jäger Buts“. Er hatte den Berg und das Gehölz nicht wieder gesehen.

Und Gustchen saß auf dem Templerhof und zählte die Monate, die Wochen und die Tage, die noch verlaufen mußten, bis Matthias aus dem Gefängniß entlassen wurde. Er war im Anfang des December verurtheilt, Anfang Mai des dritten Jahres mußte er zurückkommen. Das dritte Jahr kam und der Maimonat kam, die Vögel sangen im jungen Grün, die Blumen blühten, die Sonnenstrahlen erfüllten Berg und Thal mit Glanz und Schimmer, und Gustchen wartete, wartete jeden Abend am Eingange der Kastanienallee, ob er nicht kommen werde.

Der halbe Mai verging und es wurde Pfingsten, blaue und rothe Blumen standen zwischen den goldenen Kornähren; große Ginstersträucher prunkten dunkelgrün und glänzend gelb neben roth blühenden Disteln am Wege, und Gustchen wartete, wartete vergebens . . . Es wurde Juli und August, das Korn war längst gemäht und hereingebracht. Der November näherte sich jetzt mit seinen Spätjahrstürmen, die gelben und braunen Blätter tanzten den Todtentanz längs des Weges, und Matthias kam nicht.

Dann, als der Lenz wiederkam, hatte Gustchen alle Hoffnung verloren.

Es war da ein stiller, fleißiger Knecht auf dem Templerhofe, der ihr überall nachging, obgleich sie ihm immer auswich. Einige Monate später, es war mitten im Sommer, sagte ihr Onkel:

„Warum willst Du eigentlich den Bastian nicht nehmen. . . . Er ist ein braver, fleißiger Junge, und ich kann Dich doch auch nicht ewig hier behalten. . . . Du bist jetzt im Stande, Dir selbst Deinen Unterhalt zu verdienen. . . .“

Gustchen blieb noch ein paar Tage. Dann knüpfte sie ihre Besitzthümer in ein roth kattunenes Taschentuch und ging zum Onkel.

„Du hast mich nicht mehr nöthig?“ fragte sie.

„Aber was willst Du denn?“ fragte er, sich seine Pfeife in Brand setzend.

„Einen anderen Dienst suchen“, antwortete sie.

„Wie Du willst“, sagte er, „aber wo willst Du heute noch hin?“

„Nach Stenaken — ich wollte Sheper's Mariechen besuchen, die mit Peter Dols verheirathet ist.“

„Na, mir ist's recht“, antwortete Onkel Jakob. „Betrage Dich nur gut, und geht es Dir nicht nach Wunsch, dann kannst Du noch immer auf den Templerhof zurückkommen.“ Hiermit schied er.

Der Abend begann bereits zu dämmern, als Gustchen sich dem Dorfe näherte. Sie war unterhalb d's Berges dem Laufe der Gulp gefolgt, jetzt schritt sie über den Steg, um das Dorf zu umgehen, das sie nicht betreten wollte. Es lag rechts vor ihr im Thale und links auf dem Rücken des Hügels lag die Riesgrube. Sie wollte nur die Hütte noch einmal sehen, in der sie geboren war, — und dann weg, weit weg, um nie mehr wiederzukehren.

(Schluß folgt.)

Frauenlist.

Von Martin Behrend.

(Nachdruck verboten.)

Kein Mensch hätte geglaubt, daß die schöne Frau von Brocdorff bereits eine erwachsene Nichte habe, wenn sie es nicht selbst so entschieden versichert hätte. Und die Sache war ja auch so einfach! Hermine von Giesenbach war die Tochter einer

zwölf Jahre älteren Schwägerin der Frau von Brocdorff, und befand sich seit dem Tode der Mutter in Frau von Brocdorff's Schutze. Frau von Brocdorff machte ein großes Haus. Sie liebte den geselligen Verkehr, und ihre Abende genossen eines sehr

guten Rufes. Man war gut aufgehoben bei ihr, wo Alles, was Anspruch darauf machen durfte, zur großen Welt zu gehören, einmal wöchentlich zusammenkam.

Die Aristokratie des Geistes sowohl, wie auch die der Geburt, fühlten sich wohl in diesem eleganten, mit feinsinnigem Geschmack ausgestatteten Heim. Der Ton, der hier herrschte, war trotz der vielen Gegensätze, die an diesem Orte zusammentrafen, ungewohnen und harmonisch. Man kam und ging, wie es dem Einzelnen beliebte. Es bildeten sich kleine Gruppen, die dennoch durch den feinen Takt der Wirthin unmerklich dem Gros der Gesellschaft wieder zugeführt wurden, so daß niemals die allgemeine Stimmung ins Stocken gerieth.

Dieses Alles schon genügte, die Abende der Frau von Brockdorff zu den besuchtesten zu machen, selbst, wenn diese nicht eine so große Anziehungskraft, soweit es wenigstens die Herrenwelt betraf, in ihrer eigenen Person besessen hätte. Frau von Brockdorff war schön, geistvoll und — reich. Daher war es denn auch kein Wunder, daß so mancher von ihren Gästen diese Frau begehrenswerth fand, doch war es bisher Niemand gelungen, ein größeres Interesse für sich bei Frau von Brockdorff zu erregen. Sie behandelte Alle gleich liebenswürdig, gleich zuvorkommend, ohne sich auch nur den geringsten Anschein zu geben, als sei ihr der Eine lieber als die Anderen.

Und das war auch wirklich nicht der Fall! Sie hatte ein kurzes, aber seltenes Eheglück genossen: Ihr Gatte war einer jener Menschen gewesen, die von der Natur mit guten Eigenschaften verschwenderisch ausgestattet sind. Eine edle, männliche Erscheinung, hielt sein Inneres, was sein Aeußeres versprach. Seine geistigen Fähigkeiten, sein Charakter, stellten ihn weit über das Durchschnittmaß; und seine junge Gattin, die mit schwärmerischer Liebe an ihn hing, gestand sich denn auch im Stillen, daß sie in ihm das Ideal ihrer Mädchenträume gefunden habe.

Zwei Jahre nur währte diese Ehe, dann raffte ein jäher Tod den blühenden Mann dahin. Seine Wittwe trauerte tief um ihn, bis die Zeit, die Alles heilende, auch diesen Schmerz in eine sanfte Trauer verwandelte. Allmählich begann die junge Frau sich wieder dem Leben hinzugeben, und als ihre Schwägerin starb, nahm sie sich von ganzem Herzen ihrer elternlosen Nichte an.

Durch den Eintritt ihrer Nichte in ihr Haus fühlte Frau von Brockdorff die Pflicht, sich wieder mehr, als sie es nach dem Tode ihres Gatten gethan, der Gesellschaft zu widmen; und bald war ihr Haus der Sammelplatz der eleganten und tonangebenden Welt der Stadt.

Man fand es selbstverständlich, daß man von den beiden Damen des Hauses der älteren, Frau von Brockdorff, den Hof machte, während man der jüngeren, der Nichte der Herrin des Hauses, eine beschränktere Aufmerksamkeit entgegen brachte. Die strahlende Schönheit und der Geist der jungen Wittwe trugen hier den Sieg über eine weniger große Schönheit und einen bescheideneren Geist davon. Der vielversprechenden knospenhaften Schönheit Hermimens fehlte das Volle der Gestalt, wodurch sich Frau von Brockdorff so vortheilhaft auszeichnete. Ebenso wie der jüngeren der beiden Damen der Reiz der schlagfertigen, gewandten Conversation abging, worin ihre Tante Meisterin war. Diese hatte jedoch durchaus nicht das Verlangen, zu glänzen. Sie gab sich, wie sie war: natürlich, ungekünstelt. Daß diese Art nun gerade so sehr dazu angethan war, die Männer zu ihren Anbetern zu machen, war ihr gleichgültig. Mit ihrem Gatten hatte sie das Verlangen einem Manne zu gefallen begraben. Alle Männer, die sich um ihre Gunst bewarben, konnten ja doch nicht den Vergleich mit dem Dahingeshiedenen aushalten.

Seit einiger Zeit indeß schien sich die Sache geändert zu haben. Der junge Assessor, der seit kurzem im Hause der Frau von Brockdorff verkehrte, schien das Interesse der schönen Frau zu erregen. Ueberall wurde er von ihr bevorzugt: in der Kunstausstellung, im Theater, bei einigen Schlittensfahrten war der Assessor der ständige Begleiter der Frau von Brockdorff und deren Nichte.

Natürlich war das nicht unbemerkt geblieben, so daß man sich in den bekannten Kreisen der jungen Wittwe auf eine baldige Verlobung gefaßt machte, mit der man im Grunde genommen auch einverstanden war. Die beiden paßten auch vortrefflich zu einander. War Frau von Brockdorff schön, so mußte man zugeben, daß Kurt von Ahlenfels alle Attribute eines hervorragenden Mannes besaß. Die Familienverhältnisse waren gleichartig und die Vermögensverhältnisse beider Parteien eben-

falls so, daß sie sich einen selbst nicht gewöhnlichen Luxus hätten gestatten dürfen.

Doch so sehr man allgemein annahm, daß sich das, was heute noch Projekt schien, in naher Zeit verwirklichen werde, so wenig dachten Frau von Brockdorff und der Assessor daran, das sie betreffende Gerücht wahr zu machen. Die junge Wittwe interessirte sich wohl für Kurt von Ahlenfels, jedoch aus einem anderen Grunde, als man allgemein annahm. Sie hatte bemerkt, daß der Assessor für ihre Nichte eine Neigung gefaßt habe, und daß diese Neigung nicht unerwidert geblieben war. Aber so sehr sie auch für diese Verbindung war, so war sie doch geneigt, Vorsicht walten zu lassen, da sie wußte, daß der Bewerber ein lebenslustiger Mann war, dessen Herz bereits zu öfteren Malen in Liebe erglühte, um bald wieder des Gegenstandes seiner Neigung überdrüssig zu werden.

Vor einem solchen Schicksal wollte Frau von Brockdorff Hermine bewahrt wissen, und sie beschloß daher zu prüfen, ob Kurt dieses Mal eine ernste Neigung gefaßt habe, oder ob wie sonst, nur ein Strohfeuer in ihm glühte. Es wurde ihr leicht, ein Alleinsein der jungen Leute dadurch zu verhindern, daß sie stets zugegen war, wenn der Assessor mit Hermine verkehrte. Allerdings weckte sie hierdurch bei den Liebenden Meinungen, die zwar verkehrt und auch nicht beabsichtigt waren, die sie aber trotzdem in ihrem Unternehmen unterstützten: Kurt glaubte, daß er bei seiner Werbung um Hermine bei Frau von Brockdorff auf ernstlichen Widerstand stoße, und Hermine gelangte nach und nach zu der Ueberzeugung, daß diese die Bewerbung Kurt's als ihrer Person geltend ansehe und sich gern gefallen lasse.

Diese Ansichten der jungen Leute wurden der klugen Frau bald klar, und sie beschloß, die dadurch geschaffene Situation auszunutzen. Sie hatte wohl bemerkt, daß Hermine sich resignirt zurückzog und Kurt's Werbung um sie dadurch erschwerte. Das war ihr jedoch recht, denn aus dieser sich gestaltenden Schwierigkeit ergab sich die Gelegenheit, die Festigkeit Kurt's umsomehr prüfen zu können.

So standen die Sachen, als ein Ereigniß eintrat, das für Kurt von großer Wichtigkeit war: Es wurde ihm von seiner vorgesetzten Behörde die Mittheilung gemacht, daß seine Versetzung nahe bevorstehe, und zwar nach einem kleinen Orte unweit der Grenze. Kurt nahm diese Mittheilung mit gemischten Gefühlen auf. Einestheils freute er sich über seine Versetzung, die zugleich eine Beförderung in sich schloß, anderentheils aber war ihm diese nicht willkommen. Er sollte fort aus der Residenz, die so viel Angenehmes für ihn hatte, nach einem kleinen Städtchen, das ihm wenig oder garnichts bieten konnte. Das größte Hinderniß für ihn war jedoch der Umstand, daß er sich noch nicht mit Hermine ausgesprochen hatte. Würde sie seine Werbung annehmen? Er mußte sich gestehen, daß er bei Hermine bis heute nicht weit gekommen war, denn, noch hatte er keine Gelegenheit gehabt, ihr zu sagen, was sein Inneres so tief bewegte; daß er sie liebe mit der ganzen Gluth seines Herzens! Jetzt erst, wo er vor einer Wendung seines Schicksals stand, wurde es ihm klar, daß er ohne Hermine nicht leben könne. Noch heute, das nahm er sich fest vor, wollte er mit ihr reden, und schnell entschlossen machte er sich auf den Weg zu Frau von Brockdorff.

Als er auf die Straße trat, begegnete ihm sein Schulfreund, der Doctor Meinhardt, der es trotz seiner Jugend, Dank seiner Tüchtigkeit und seinen angenehmen Umgangsformen, verstanden hatte, sich als Arzt eine ausgebreitete Praxis in den ersten Häusern der Stadt zu erwerben. Freudig eilte Kurt auf den Jugendgenossen zu, um diesem, als dem Ersten seine Beförderung zu erzählen.

„Da gratulire ich Dir von ganzem Herzen,“ erwiderte der Angeredete; „und was sagt die schöne Frau von Brockdorff dazu?“ setzte er in scherzhaft ironischer Weise hinzu.

„Frau von Brockdorff? Wie kommst Du zu dieser Frage?“
„Weil Dein Glück diese Dame doch in erster Linie interessirt.“

„Wieso denn?“
„Weil Du ihr nach allen Regeln der Kunst, und wie es scheint, mit großem Glück den Hof machst. Die ganze Stadt wartet ja mit größtem Interesse auf Eure demnächst offizielle Verlobung.“

„Das ist ein Irrthum!“

„Das glaube ich Dir nicht!“

„Aber es ist dennoch so.“

„Wenn Du allerdings so fest behauptest, daß die ganze Stadt in diesem Falle sich irrt, dann bleibt mir schließlich nichts Anderes übrig, als Dir Glauben zu schenken. Aber, aufrichtig gesagt, schwer wird es mir.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Arzt, um in ein Haus zu treten, wo er einen Besuch zu machen hatte, und ließ seinen Freund in Gedanken zurück. Dieser setzte seinen Weg in heftiger Gemüths-erregung fort. Wenn es sich so verhielt, wie Doktor Meinhardt ihm gesagt, dann war Frau von Brocdorff durch ihn kompromittirt. Allerdings würde das Gerede in sich selbst zerfallen, wenn er sich mit Hermine verlobte. Aber wenn ihn diese nun nicht wollte?! Das wäre im hohen Grade fatal für ihn und — doch da fiel ihm ein, daß heute der erste April war und daß Doktor Meinhardt sich wahrscheinlich einen Scherz mit ihm erlaubt hatte, als er ihm erzählte, daß man allgemein annehme, seine Verlobung mit Frau von Brocdorff stehe nahe bevor. Aber gleich darauf kam es ihm zum Bewußtsein, daß sein Benehmen durchaus zu der von Doktor Meinhardt ausgesprochenen Annahme Veranlassung gegeben haben konnte. Er war ja in den letzten Wochen der stete Begleiter der jungen Wittve und deren Nichte gewesen; und daß seine Werbung der Letzteren galt, konnte doch Niemand wissen. Aber dieser allgemeinen Annahme, wie sein Freund sie dargestellt hatte, mußte ein Ende gemacht werden, und mit energischen Schritten näherte er sich der Wohnung der Frau, die, wie er jetzt sehr wohl ein sah, durch ihn so arg ins Gerede gekommen war. Sein Gerechtigkeits-sinn empörte sich über die Situation, in die eine Dame, die er verehrte, durch ihn gebracht worden war, und mit dem festen Vorsatz die Sache, soweit es an ihm lag, wieder gut zu machen, stieg er jetzt die Stufen zu der Wohnung der Frau von Brocdorff hinauf. Diese hatte ihn kommen sehen, und die Erregung, die auf dem Gesicht Kurt's lag, und die ungewohnte Stunde seines Besuches gab der klugen Frau die Ueberzeugung, daß eine ernste Angelegenheit heute den Assessor in ihr Haus führe. Gleich darauf meldete ein Diener, daß der Assessor der Dame des Hauses seine Aufwartung zu machen wünsche.

Lauflos erhob sich Hermine, die in dem Zimmer mit einer Handarbeit beschäftigt war, um sich zu entfernen.

„Willst Du fort?“ fragte Frau von Brocdorff ihre Nichte.

„Ja,“ antwortete diese. „Wie ich höre, wünscht Herr von Ahlenfels Dir seine Aufwartung zu machen, und da will ich nicht stören. Zudem läßt mich der Umstand, daß Herr von Ahlenfels jetzt kommt, wo nicht Besuchszeit ist, vermuthen, daß ihn etwas ganz besonderes hierher führt; und da dürfte ich denn doch überflüssig sein.“

Ueber das Gesicht der jungen Wittve huschte ein Lächeln. Wenn sie nicht bereits aus verschiedenen Anzeichen entnommen hätte, daß Hermine sich lebhaft für Kurt interessire, so wäre es ihr jetzt klar geworden.

„Wenn Du Dich so lange nach dem Warmhaus verstigen wollest, liebe Hermine, so würde es mir angenehm sein. Auch ich bin, aus denselben Gründen wie Du, der Meinung, daß den Assessor etwas Wichtiges hierher führt. Ich möchte daher, daß Du in der Nähe bleibst, damit Dir, wenn es gestattet ist, woran ich durchaus nicht zweifle, sofort Mittheilung werden kann, um was es sich handelt.“

„Ich gehe und erwarte Deinen Bescheid.“ Mit diesen hervorgepreßten Worten eilte Hermine nach dem Warmhaus, um dort angelangt, auf einen Stuhl zu sinken und bitterlich zu weinen. Sie wußte ja, daß es so kommen mußte! Der Mann, den sie so heiß, so abgöttisch liebte, hielt jetzt um die Hand einer Anderen an.

Währenddeß saß Kurt der Frau von Brocdorff gegenüber. „Gnädige Frau,“ begann er, „ich bin heute Morgen von einer freudigen Nachricht überrascht worden, meine Beförderung ist eingetroffen.“

„Da gratulire ich von ganzem Herzen.“

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau. Ich wußte, daß ich mit meiner Nachricht hier auf Interesse stoßen werde. Deshalb eilte ich, nachdem ich sie erhalten, zu Ihnen, um Ihnen und

Ihrer Fräulein Nichte dieselbe zu überbringen. Unterwegs traf ich jedoch meinen Freund, den Doktor Meinhardt, der mir eine Mittheilung machte, die mich in hohem Grade erregte.“ Er erzählte, was der Doktor gesagt und schloß: „Sie wissen ja am besten, gnädige Frau, daß das nur müßiges Gerede ist. Immerhin fühle ich als ehrlicher Mann die Verpflichtung in mir, Ihnen von diesem Gerede Mittheilung zu machen und —“

„Halt“, unterbrach hier Frau von Brocdorff den Redenden. „Was Sie mir da sagen, Herr von Ahlenfels, überrascht mich. Ich weiß, daß Ihnen nichts ferner lag, als mich blos zu stellen und jede Entschuldigung Ihrerseits ist daher überflüssig. Trag' ich doch an diesem Gerede die Hauptschuld, denn ich hätte vor allen Dingen vorsichtiger sein müssen. Jedoch, das ist nicht mehr zu ändern. Ist durch unsere Schuld dieses Gerücht entstanden, so müssen wir auch versuchen, die Angelegenheit so schnell wie möglich zu ändern. Frauenlist, wissen Sie doch, Herr Assessor, hat schon manches zu Wege gebracht. Ich glaube sogar, schon etwas gefunden zu haben die Sache zu ordnen. Ich brauche nur ein wenig Zeit, um Klarheit zu schaffen. Haben Sie daher die Güte mich für kurze Zeit zu verlassen. Gehen Sie, bitte, währenddeß in's Warmhaus, Herr Assessor. Wenn es soweit ist, werde ich mich melden!“

Ein eigenthümliches Lächeln überzog das Gesicht der Frau von Brocdorff, als Kurt aufgestanden war, um sich ihrer Weisung gemäß in das Warmhaus zu begeben —

Hermine schreckte auf, als sie die Thür öffnen hörte. Schnell fuhr sie mit dem Taschentuch über ihr Gesicht, um die Thränen-spuren zu verwischen. Ihre Tante sollte nicht sehen, daß sie geweint hatte — doch das war ja nicht ihre Tante! Vor ihr stand der, um deßwillen sie so unsagbar litt. Aber, weshalb kam er allein? Warum kam er nicht in Begleitung seiner Braut? Ahnte diese vielleicht —

Aber gleichviel, ihr sollte man nichts anmerken! Und alle Energie zusammennehmend, stand sie auf, reichte ihrem Gegenüber die Hand, und „Ich gratulire“, kam es aus ihrem Munde.

„Sie gratuliren mir, Fräulein Hermine? Aber woher wissen Sie denn —?“

„Daß Sie sich soeben mit meiner Tante verlobt haben?“

„Ich mich mit Ihrer Frau Tante verlobt?“

„Ja, oder ist dem nicht so?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Nicht, wirklich nicht? Aber wozu nahmen Sie meine Gratulation denn an?“

„Zu meiner Beförderung.“

„Zu Ihrer Beförderung? Und Sie haben sich ganz bestimmt nicht mit meiner Tante verlobt?“

„Nein!“

„Gott sei Dank!“

Es war plötzlich still geworden zwischen den Beiden. Verschämt schlug Hermine die Augen zu Boden. Sie hatte sich verrathen. Was mußte Kurt jetzt von ihr denken!

Der dachte jedoch durchaus nichts Böses von ihr. Er sah sie an mit Blicken voll inniger Liebe. Dann aber brach es in jubelndem Tone von seinen Lippen: „Hermine, geliebtes Mädchen! Mein, mein für ewig!“ Und seine Arme ausbreitend, umschloß er die zitternde Gestalt und drückte den ersten glühenden Kuß auf den rothigen Mund des lieblich erröthenden Mädchens.

Eng hielten sie sich umschlungen, als wollten sie sich nie wieder lassen. Da wurde leise die Thür geöffnet. Frau von Brocdorff war es, die sich an dem Anblick des in seinem Glück versunkenen Paares weidete. Dann hielt es sie nicht länger; und strahlend vor Glück rief sie: „Nun, Ihr lieben Kinder, habt Ihr Euch gefunden?“

Mit einem Jubelschrei war Hermine auf Frau von Brocdorff zugeflogen und hing jetzt an ihrem Halse, ihr Gesicht mit Küßen bedeckend.

Nur mühsam konnte sich die Ueberfallene aus den Armen des jubelnden Mädchens frei machen. „Ich sehe“, begann sie dann, nach Athem schöpfend, „daß ich es recht gemacht habe. Aber jetzt will ich meinen Lohn: Sie, mein lieber Assessor, müssen dafür sorgen, daß Ihre Verlobung mit Hermine heute noch in den Abendblättern veröffentlicht wird. Die ganze Stadt angeführt zu haben, das soll meine Genugthuung sein.“

Aus dem Tagebuch eines satirischen Claqueurs.

Mithgetheit von Alex. Engel.

(Nachdruck verboten.)

Gestern habe ich mich dem Direktor vorgestellt. Er besah mich vom Scheitel bis zur Sohle, am längsten aber blieb sein Blick an meinen Händen haften. „Ihren Händen vertraue ich das Schickal meiner Bühne“, sprach er feierlich, wie ein Komödiant. „Das dürfen Sie mit vollster Beruhigung thun“, erwiderte ich stolz und drückte ihm die Hand, womit ich alle Zweifel an die Macht meiner Kunst ersticke.

„Nun wollen wir mal Ihre Befähigung für das Lustspiel erproben“, meinte der Direktor leutselig, lehnte sich bequemer in seinen Fauteuil und bat mich, ihm etwas vorzulachen. Ich lachte, daß es eine Art hatte, so melodisch, so geräuschvoll, daß die Löwe sich fortpflanzten und mein Lachen ansteckend wirken mußte selbst auf eine hypochondrische Umgebung. „Genug, genug“, lachte der Direktor, „sehr brav. Sie werden den Schwankautoren gute Dienste thun. Na, und wie steht's denn mit dem Weinen?“ Ich schweig. Stumm zog ich ein Taschentuch hervor. Und nun begann ich zu weinen, so herzbrechend, so kunstvoll unterbrochen von schluchzenden Lauten, daß der Direktor sich von seinem Stuhl erhob und mir anerkennend auf die Schulter klopfte: „Genug, genug, ich muß ja mitweinen“, und er wischte sich schonhaft eine Thräne aus den Augen. „Sie stellen Ihren Mann, Sie haben Talent, Sie sind entwicklungsfähig. Ihre Kräfte werden mit den höheren Aufgaben wachsen, Sie haben eine Zukunft vor sich.“ Und er entließ mich sehr gnädig. Ich bemerkte, wie er mir beim Abschied rasch die Hand entzog.

Gestern habe ich meine Wirkksamkeit begonnen. Es war die Premiere eines Lustspiels. Ich producirte ein strahlendes Antlitz, als ob ich knapp vorher einen Haupttreffer gemacht hätte und behielt bis zum Schluß des Stückes eine starr lächelnde Miene bei, die nicht einmal ein Witz zu trüben vermochte. Wie ich mich bei den einzelnen „Pointen“ schüttelte vor Lachen. Ich konnte mich vor Vergnügen und Begeisterung kaum fassen. Ich heuchelte darauf los, daß ich mich schämen mußte vor mir selbst. Und im letzten Akte markirte ich einen Lachkrampf. Ich hielt mir den Bauch, ich lachte mit dem ganzen Körper — es war nicht mehr schön. Und wie rasend geberdete ich mich bei den einzelnen Schlagern. Eine Stelle, wo unterschiedliche Bürger-tugenden glorificirt wurden, entseffelte einige meiner aufreizendsten Bravorufe. In wohl abgemessenen Intervallen warf ich sie, im Brusttone der Ueberzeugung in die Menge. Sie weckten ein lautes Echo. Und das herzlich langweilige Stück gefiel dem Publikum und erzielte einen Erfolg. Ich begriff die Leute nicht. Sie brauchten doch nicht zu applaudiren. Und sie thaten es freiwillig. Und ich armer Kerl werde dies Stück nun fünfzig Mal genießen müssen. So bitter hab' ich mir diesen Beruf nicht vorgestellt.

Das lustige Stück ist endlich vom Repertoire verschwunden. Es war wirklich an der Zeit, länger hätte ich das nicht ausgehalten. Denn jetzt kann man es ja sagen, so etwas Einfältiges ist schon lange nicht aufgeführt worden. Ein berühmter Schauspieler von unserem Theater, der in dem Stücke nicht mitwirkte, bestätigte auch meine Ansicht. Und den Mann, der das geschrieben, den muß man grüßen. Aber innerlich verachte ich ihn doch. Da ist der Dichter, der gestern durchgefallen ist, doch ein anderer Mann. Bei seinem Lustspiel hab' ich mich wirklich unterhalten, da hab' ich zu meinem Vergnügen gelacht. Ich brauchte mich nicht zu verleugnen, meine Hände brauchten nicht zu lügen. Aber dem Publikum hat es nicht gefallen. Man sagt, die Creditattien wären Schuld daran. Sie seien an der Nachmittagsbörse so stark zurückgegangen. Ich verstehe ja nichts von der Kunst. Der arme Dichter! Er hat sicherlich jahrelang an seinem Stück gearbeitet!

Die Naive hat ihren Abschied gefeiert. Wir haben eine schöne Arbeit geleistet. Zwanzig Mal haben wir sie herausgeklatscht. Fünfzig Rußhändchen hat sie zuwerfen können. Warum sie nur den dankbaren Blick stets in's Parquet richtete, statt zu uns auf die Gallerie! Zwanzig Mal durfte sie mit zitternder

Stimme rufen: „Auf Wiedersehn!“ Und die Taschentücher flatterten, die Begeisterungsrufe hallten und draußen spannten wir noch die Pferde aus. Der Wagenlenker brummte, trotzdem er für diesen Scherz im Voraus entlohnt worden war.

Große Aufregung herrscht im Theater. Das Sensationsstück soll herauskommen. Für diese Komödie interessirt sich besonders der Kassirer, der während der letzten Stücke schon eine andere Hauptbeschäftigung am Schalter versehen hatte. Gestern war ich bei dem Dichter geladen. Er nannte mir die Stellen, bei denen ich mich besonders anstrengen muß. An einer Tendenzrede bemerkte er mir, sei ihm sehr viel gelegen. Sie richte sich gegen die heutige materialistische Zeit, der nichts mehr heilig sei, als das Geld. Ich versprach ihm, die Stelle herauszuarbeiten, alle meine Künste hineinzulegen und Nuancen spielen zu lassen. Noch beim Abschied rief er mir zu: „Nicht vergessen auf die Stelle, wenn die nicht zur Geltung kommt, ist das Stück verloren und trägt nicht einen Pfennig. Und richtig, den Autoren rufen Sie erst nach dem zweiten Akt, ich werde diesmal besonders gut aussehen.“ Ich beruhigte ihn, er möge sein Schicksal nur getrost in meine bewährten Hände legen. Er lächelte und notirte sich gnädig den Scherz für seinen nächsten Schwank. Dann machte ich meinen Besuch bei der Heldin. Die schaffte sich an einigen Stellen besonders heftige Beifallsäußerungen an; für den zweiten Akt, wo sie in einer Glanztoilette erscheine, bat sie um einige anhaltende „Ah“ des Entzückens. Beim Abschied drückte sie mir eine höhere Geldnote in die Hand und flüsterte mir zu, ich solle die Welline, diese talentlose Person, wegziichen. O, diese heuchlerische Welt des Scheins. Wenn das Publikum wüßte, was die Bretter für eine Welt von Gemeinheit bedeuten! Ich habe den Glauben an diese Menschheit verloren. Des Direktors poetische Schwärmerei gilt nur den Kassastücken, in der Seele des Dichters lodert die Sehnsucht nach Lantien und das Herz der Heldin wird von dem zagen Wunsche durchzittert, die Rivalin weggezischt zu sehen. O, Komödianten in der Komödie.

Der Sensations-Unsinn hat gesiegt. Wir hätten gar nicht zu applaudiren gebraucht, das Publikum hat es selbst redlich besorgt. Alles schwimmt in eitel Glück und Wonne. Der Dichter umarmte die Liebhaberin und machte ihr einen Heirathsantrag. In seiner Erregung hatte er vergessen, daß sie bereits Großmutter ist. Der Direktor bot dem Costümschneider, der die entscheidende Toilette im zweiten Akt gedichtet hatte, das Du-Wort an. Mir gab er ein separates Douceur und er selbst klatschte mir eigenhändig einige Male ganz correct „Bravo“ zu. Die Direktoren sind doch edle Menschen, wenn die Stücke gehen. Der Kassirer lacht nun fröhlich in sich hinein, er verachtet die Menschen, aber er verkauft ihnen Karten und nimmt Vornerkgebühren.

Heute bin ich ein freier Mann: sie haben mich entlassen. Eine kleine unschuldige Verwechslung trägt die Schuld daran. Bei dem letzten Stück — Schwank stand auf dem Theaterzettel — habe ich plötzlich zu schluchzen angefangen. Und das Publikum schluchzte mit, denn es war ein furchtbar trauriges Stück. In meiner Zerstreuung, die von dem Dichter wesentlich unterstützt wurde, hielt ich es für eine Tragödie, und so ließ ich statt des Zwerchfells meine Thränenröhren spielen. Die Ausrufe schien dem Direktor willkommen zu sein; meine bisherigen Dienste hat er rasch vergessen und mir schenkte die Thüre gewiesen.

Herr Gott, wie glücklich bin ich heute. Ich darf wieder meinen eigenen Geschmack haben, meine unverpachtete Ueberzeugung und freie Verfügung über meine Hände, meine Thränenröhren und meine Lachmuskeln. Und wenn ich wieder in's Theater gehe, dann werde ich lachen, wo die Claqueure weinen und zischen, wo sie Beifall klatschen. Mit dem Beifall aber will ich sparsam umgehen, die Menschen verdienen ihn nicht, am allerwenigsten die Dichter, die Schauspieler, die Direktoren und das Publikum . . .